

RUHRSTAHL

Werkzeitschrift



Werke: Witten, Hattingen, Gelsenkirchen, Düsseldorf-Oberkassel, Annen, Brackwede
15. Jahrgang

5. Juli 1940

Nummer 13/14



Die Heimat schafft
für ihre Söhne
an der Kampffront

Arbeiterkopf —
Gussstahlwerk
Witten

Aufnahme: Emmel

Charakterbilder von England

Von W. Hörster, Dortmund

II.

Der britische Raubmord an dem irischen Volk

Unter dem englischen König Heinrich VIII. fing die irische Leidensgeschichte an, die Königin Elisabeth setzte sie fort und der Lordprotektor von England, Schottland und Irland, Cromwell, schrieb ihre traurigsten Seiten mit Blut. Der englische Dichter Edmund Spenser schrieb über den grausamen Aushungerungskrieg in der irischen Provinz Munster:

„Aus jedem Winkel der Wälder und Schluchten kamen die Iren auf ihren Händen hervorgekrochen, da ihre Beine sie nicht mehr zu tragen vermochten. Sie sahen aus wie Skelette, sie sprachen wie Geister, die aus dem Grabe rufen. Sie nährten sich vom Ase des gefallenen Viehs und waren glücklich, wenn sie solches fanden. Ja, bald verzehrten sie auch einander, indem sie die Leichname aus dem Grabe hervorscharren. Und wenn sie gar einen Büschel Brunnenfresse oder Klee fanden, so war das ein Fest für sie. Aber da es allmählich auch an all diesem zu fehlen anfang, so starben sie endlich selber dahin, so daß bald niemand mehr übrigblieb und ein volkreicher, gesegneter Landstrich bald leer war von Menschen und Tieren.“

Lord Gray berichtete der Königin Elisabeth: „In Irland ist für Eure Majestät wenig mehr zum Herrschen übrig, außer Leichnamen und Aschenhaufen.“ Die Engländer verschwiegen die Schandtaten ihrer Truppen nicht, sondern rühmten sich vielmehr noch dieses Ausrottungskrieges. Der Geschichtsschreiber Froude berichtet über den Kommandanten der englischen Streitmacht in Munster: „Er warf seine Scharen in die Gegend von East Clanwilliam und verödete das Land, erschlug alle Menschen, die darin wohnten; schonte weder Mensch, Vieh oder Acker, ließ keinen am Leben, ohne Rücksicht auf Stand, Alter oder Geschlecht.“ Nicht weniger als 1,5 Million Iren wurden allein unter der Regierung der „jungfräulichen“ Königin Elisabeth abgeschlachtet.

Unter Cromwell, dem Irenschlächter, wurde der ganzen katholischen Bevölkerung Irlands befohlen, sich in den verödeten Westteil der Insel zu begeben. „Zur Hölle oder nach Connaught“, so lautete die Losung der entmenschten Cromwellischen Soldateska. Furchtbar war das Schicksal der Städte Drogheda und Wexford; in beiden Städten wurde die Gesamtbevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, ausgerottet. Das Gemetzel dauerte mehrere Tage ohne Unterlaß.

Der englische Geschichtsschreiber Ledy zitiert in seiner Geschichte Englands im 18. Jahrhundert das Dienstverzeichnis eines englischen Befehlshabers namens William Cole, in dem über die Tätigkeit seines Regiments das folgende gesagt ist: „Zu Tode

gehungert 7000 Menschen gewöhnlichen Schlages, deren Habe das Regiment an sich nahm.“ Weiter hieß es, daß den Tieren so viel Menschenfleisch im ganzen Lande geopfert wurde, daß die Wölfe bis an die Tore von Dublin kamen.

Um seine Herrschaft über Irland zu krönen, schickte Cromwell einen Teil des übriggebliebenen Restes der irischen Bevölkerung — er hatte sie trotz aller Scheußlichkeiten nicht ganz ausrotten können — in die Sklaverei. 1653 genehmigte das englische Parlament den Verkauf von 20 000 mittellosen irischen Männern, Frauen und Kindern an die Plantagenbesitzer von Virginia und Carolina. Fünf Sechstel der Gesamtbevölkerung Irlands sind während jener Eroberungskriege ums Leben gekommen. Als Cromwell 1660 starb, war Irland eine einzige Wüste. Zeitgenossen berichten, daß man fünfzig Kilometer fahren konnte, ohne ein lebendes Wesen, Pflanze, Tier oder Mensch, anzutreffen.

Keine Dual ist den Iren erspart geblieben. Planmäßig haben die Engländer nicht nur den Boden geraubt, sie haben auch die irische Sprache erwürgt, die Denkmäler der uralten irischen Kultur vernichtet, die Religion in Acht und Bann getan, Kirchen und Klöster geplündert, das Rechtsleben erdroffelt, Handel und Gewerbe ruiniert, die Bergwerke stillgelegt und die Häfen gesperrt.

Wie in Irland, so erlebte auch in Schottland das Volk eine gewaltsame Entwurzelung, indem das der Allgemeinheit zur Verfügung stehende Gemeindefland in die Hände einzelner überging. Während der Regierung Georgs III. (1760 bis 1820) wurden durch sogenannte „Erschließung“ etwa sechs Millionen Acres Gemeindefland zum Privateigentum der Ländereigentümer erklärt. Darüber hinaus trieben einzelne Großgrundbesitzer Tausende von Kleinbauern ins Elend. Die Herzogin von Southland verjagte 1825 in Schottland 15 000 Bauern von dem ihr angeblich gehörenden Boden und ersetzte sie durch 39 Schafzüchter, die wenige Knechte hielten. Die Schafwolle versprach höhere Einnahmen als die Landpacht.

Ähnliche Methoden kamen bei der wirtschaftlichen Eroberung Indiens zur Anwendung. Dort verboten die Briten den Indern die Herstellung jener feinsten Gewebe und zartesten Stickereien, die einst Indiens Namen in der Welt bekanntgemacht hatten. Diese Arbeiten mußten verschwinden, weil England einen sicheren Absatzmarkt für seine baumwollene Massenware brauchte. Durch die Vernichtung des indischen Gewerbes sanken die Volksmassen in tiefste Armut und fielen wiederholt Hungersnöten anheim. Seit den Tagen der Ostindischen Company hat sich England in Indien um Milliarden Pfund bereichert. Das indische Volk war ausgebeutet worden, wie es die Geschichte der Welt vorher nicht erlebt hat.

Berlin,

die natürliche Zentrale des politischen Lebens Europas

Berlin, das vor etwas mehr als siebenhundert Jahren zum ersten Male urkundlich erwähnte, aber in Wirklichkeit viel ältere Berlin, ist besser als sein bis in die Gegenwart wirkender Ruf. Es ist nicht der „Wasserkopf“, sondern heute mehr denn je die Metropole des Reiches und damit an erster Stelle Träger des Reichsgedankens.

Wenn heute Menschen an die Reichshauptstadt denken, dann sicherlich ohne den bitteren Beigeschmack, der für viele noch bis in die Jahre vor 1933 mit Berlin verbunden war: daß dort zwar Betrieb und Auftrieb herrsche, aber in Wirklichkeit nichts getan, nur „angegeben“ werde. Wer im heutigen Deutschland von Berlin hört und liest, ist sich darüber klar, daß in dieser Stadt die entscheidenden Schicksalsminuten des Volkes dem deutschen Leben eine neue Wendung gaben, daß hier am Sitz der Reichsregierung und der vielen Reichsleitungsstellen der Partei unermüdlich für das Volk gearbeitet wird.

Der Rhythmus der Zeit und der Geist der Zeit haben in Berlin stets ihren ausgeprägten Niederschlag gefunden. Also ist es kein Wunder, wenn der uns allen erinnerliche Verfall der Novemberjahre sich ganz besonders Berlin als Spiegel suchte. Längst ist diese Vorstellung verwischt. Heute lebt die Stadt im Herzen des deutschen Volkes als die Stätte der stolzen Olympischen Spiele, der großen Bauten des Dritten Reiches, der Reichsfanzlei Adolf Hitlers und einer immer deutlicher und klarer werdenden Neugestaltung, sowohl im äußeren Bild wie in der Lebensform.

Wohl gibt es immer noch das freundlich-bissige Spiel zwischen dem Berliner und dem Münchener, aber nur in einer Form, die es gar nicht mehr ver-

stehen läßt, daß noch vor einer ganz knappen Zahl von Jahren einflußreiche Politiker einen dicken Strich mitten durch die deutsche Landkarte ziehen wollten, um diese beiden Städte und die durch sie repräsentierten Landesteile, aber damit das ganze deutsche Volk auseinanderzureißen, weil zwischen ihnen eine

angeblich unüberbrückbare Kluft aufspalte. Jeden Deutschen wird heute eine Schreckensvorstellung befallen, wenn er sich die Folgen solcher Tendenzen vor Augen führt: zwei Stücke Deutschland, dargestellt auf der einen Seite durch bürgerlich-reaktionäre, vielleicht auch ultramontane Bierbankpolitiker, und auf der anderen Seite durch eine überfremdete, verwelkte und verjüdelte Steinwüste, aber getrennt durch eine Ost-West-Achse in der Mitte des Reiches. Und heute? München ist die stolze Hauptstadt der Bewegung geworden und verkündet bei aller Achtung echter Traditionen denselben Geist eines stolzen Reiches wie ihn Berlin als Stätte würdiger preussischer Vergangenheit mit der Größe und Klarheit nationalsozialistischer Gegenwart vertritt. Die echte deutsche Lebensachse ist der nie ab-



Berlin — Die Siegessäule

reißende Verkehr zwischen diesen beiden Metropolen des Nordens und Südens geworden, seit März 1938 noch verlängert nach Südosten, die Donau entlang bis Wien, und symbolisch stellt sie sich schon heute in den breiten Bändern der Reichsautobahn dar, die auf dem Wege von Berlin nach München das Reich durchquert.

Heute braucht Berlin nicht mehr die Ehrenrettung vor dem deutschen Volke, an der es ihm Jahrzehnte hindurch fehlte. Seine Bedeutung und überragende Stellung ist nicht erzwungen oder gekünstelt, sondern entspringt den natürlichen Bedürfnissen des Volkes

nach einer Zentrale seines geistigen und politischen Lebens. Es mag dahingestellt bleiben, ob Gedankenlosigkeit oder böse artige Verleumdung die historische Entwicklung dieser Stadt in einen ungesunden Dämmerzustand zu tauchen bemüht waren, als hätten die ältesten geschichtlich feststellbaren Inassen des heutigen Berliner Bodens, bar jeder Kultur — nicht einmal auf den berühmten Bärenfellen

der alten Germanen —, vielleicht an den Ufern des Müggelsees quasi als Säulenheilige auf Bäumen und Pfahlstümpfen vegetiert. Wir wissen heute zu gut, daß eine durch Jahrhunderte geübte tendenziöse Geschichtsfälschung das Bild unserer Ahnen in unserem Bewußtsein verdüstern wollte. Das trifft für ganz Deutschland, somit auch für Berlin zu. Die märkischen Riefernwälder rings um Berlin, die zu den eigenartigsten Schönheiten Deutschlands zählen, haben als Heimstätte der Sueven und Semnonen lange Jahrhunderte hindurch hochkultiviertes germanisches Volksleben beherbergt, bevor sie durch das Licht der Fadelbrände erhellt wurden, die den Beginn der „geschichtlichen“ Epoche Berlins einleiten. Mag auch die nachfolgende, in der Geschichtsschreibung festgehaltene Periode von siebenhundert Jahren mehr Anhaltspunkte für das Leben der Mark und Berlins bieten, eines ist sicher, daß damit auch mehr dunkle Punkte bedauerlichen Kampfes gegen natürliche Volkstumskräfte festgehalten sind als aus der Vorzeit und ihrer germanischen Bewohner der beiden genannten Stämme, von deren Tapferkeit und Freiheitswillen der Römer Tacitus bewundernd sprach.

Wer auch nur flüchtig den Entwicklungsgang der Mark Brandenburg, das Werden Preußens und die letzte Etappe zur Einheit des Reiches überschaut, der wird gestehen, daß von diesem Berlin aus Ströme der Kraft in das deutsche Volk hineingeschleust wurden. Seit Jahrhunderten hat die werdende Weltstadt große Geister aus allen Teilen der Welt angezogen



Berlin — Front der Reichskanzlei

Aufn. (2): Bildarchiv Fremdenverkehrsamt Berlin

und ihnen Bewunderung abgenötigt. Es hat noch nicht die städtebauliche Bedeutung anderer Großstädte, aber es ist Welt- und Handelsstadt, ein lebendiger Platz, ein wirklicher Repräsentant pulsierenden Lebens mit Tradition und eigenem Gesicht. Berlin bleibt doch Berlin! So bekennt es nicht nur der landansässige Einwohner, sondern jeder, der es von außen besucht und in ihm die am schönsten gelegene wirkliche Großstadt Europas kennenlernt. Die Diplomaten, Wissenschaftler, Kaufleute, Journalisten, die Männer von Welt und Weltkenntnis bestätigen es immer wieder. Zahllose Zeugnisse großer Geister, Goethe, Beethoven, Jean Paul, Humboldt, Fichte und andere belegen es.

Der Lokalspatriotismus des Berliners ist über einen Kirchturmschhorizont seit einem Jahrhundert hinausgewachsen. Er ist stolz auf seine Heimatstadt in herzlicher Gemeinschaft mit dem ganzen deutschen Volke, das in Berlin die Stätte weiß, von der aus die großen Werke des Führers ihren Ausgang über ganz Deutschland nehmen.

So ist es kein Wunder, daß seit 1933 das „eroberte Berlin“ mehr und mehr zur politischen Zentrale nicht nur des Reiches, sondern ganz Europas geworden ist. Durch die große Politik des Führers gewinnt Berlin unter den Städten Europas den Rang, der ihm seiner geographischen Lage nach zukommt und den es zum Segen dieses Erdteils nach gewonnenem Kriege jahrhundertlang einnehmen soll.

NSA. — Günter Ernst



DEM TEUFEL VON CYVERS ENTFLOHEN!

Ein Werkstamerad der Heinrichshütte sechs Jahre in französischer Gefangenschaft

Einer unserer Arbeitskameraden, Karl Overlies aus Welper bei Hattingen, geriet im September 1914 in französische Gefangenschaft und mußte sechs Jahre Furchterliches durch die „Grande Nation“ erleben. Allzu schnell werden oft die Höllequalen unserer Weltkriegsgefangenen in Frankreich vergessen; aber gerade heute, da Frankreich seine Schuld sühnen muß — nach nur 20 Jahren —, sollen die furchtbaren Erlebnisse, die Arbeitskamerad Overlies eigens für die Werkzeitschrift niederschrieb, kein Mitleid mit dem Schicksal Frankreichs aufkommen lassen. Nur zu gut ist bekannt, und wir von Rhein und Ruhr wissen es aus eigener Erfahrung, daß die verbrecherische, sadistische Behandlung von gefangenen Deutschen kein Einzelfall war. — Lassen wir unseren Arbeitskameraden erzählen:

Als wir 1914 ganz dicht vor Paris standen, begann am 6. September die Marneschlacht. In der Nacht vom 5. zum 6. September bezogen wir nach langen Gewaltmärschen endlich wieder mal auf einem größeren verlassenem Gut Quartier. Wir hatten keine Ahnung, daß schon morgens um 5 Uhr dicke Luft wurde. Schnell noch ein paar Flaschen Wein, der hier genügend zur Verfügung stand, in den Tornister, Sprung auf, marsch marsch! Wir lagen im stärksten Artilleriefeuer. Es gelang unserem Kompanieführer, uns mit geringen Verlusten durch dieses Feuer durchzubringen, bis wir Fühlung bekamen mit der französischen Infanterie. Es waren Zuaven-Regimenter, die uns gegenüber lagen. Nach etwa dreistündigem Kampf wichen sie. Dank unserer MG. gingen sie zurück. Als die Nacht heranbrach, nach der wir uns alle sehnten, lagen wir in einem größeren Wald, wo uns um 11 Uhr abends unsere Feldküche besuchte. Es wurde gewaltig eingehauen, denn der Küchenbulle hatte einen ganzen Döfen im Kessel. Keine 200 Meter vor uns lag eine französische Batterie. Als nun ein junger Leutnant sich 15 Mann ausgesucht hatte und zum Hauptmann ging, um sich die Genehmigung zu holen, die Batterie zu stürmen, mußte der Hauptmann aus bestimmten Gründen lächelnd ablehnen.

Nach dreistündigem Nachtmarsch hatten wir 5 Uhr morgens am 7. September den großen Truppenübungsplatz von Chalonsur Marne vor uns liegen. Mit 20 Meter Abstand von Mann zu Mann stürmten wir der feindlichen Linie entgegen. Leider konnte ich den Endspurt nicht mehr mitmachen, da ich einen Querschläger ins rechte Bein erhielt und mit noch zwei Kameraden liegenblieb. Wir drei buddelten uns schnell ein, waren aber den ganzen Tag dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt, so daß ich im Laufe des Tages noch fünf Splitter abbekam. Des Nachts wurden wir von nachkommenden Kameraden in einer

Zeltbahn fortgetragen und sorgfältig in Reih und Glied hinter einen kleinen Busch gelegt. Ungefähr 200 Mann hatte man schon gesammelt. Es regnete fein, aber alles lag still, und kein Jammerlaut war zu hören. Jeder horchte nur auf das Gewehrfeuer, das sich immer mehr von uns entfernte, ein sicheres Zeichen, daß der Feind auf seinem eigenen Übungsplatz zurückgeschlagen war. Am 8. September früh sahen wir zu unserer größten Freude unsere Sanitätskolonnen ausschwärmen. Ich wurde schnell verbunden und zur Wagenkolonne gebracht. Mit vier Mann im Wagen fuhren wir zum Verbandplatz. Drei Aerzte hatten hier eine ungeheure Arbeit zu leisten. Nachdem ich nochmals verbunden worden war und eine Spritze erhalten hatte, erwachte ich erst am anderen Morgen mit noch zehn Kameraden in einer alten Scheune. Im Geiste sahen wir uns schon in irgendeinem schönen deutschen Lazarett. Aber es sollte anders kommen. Da einer dem anderen nicht helfen konnte, starben drei Kameraden am ersten Tag. Als ich am 11. September früh erwachte, hörte ich ein komisches Sprechen und Pferdegetrappel. Als dann noch ein Franzmann mit rotem Käppi durchs Fenster blickte, sagte ich zu meinem Nebenmann: „Da ist verdammte noch ein Franzmann.“ Der aber sprach in aller Seelenruhe: „Ach, das ist ein Gefangener, laß man laufen!“ Wir wußten aber nicht, daß wir selbst schon Gefangene waren. Kurz darauf flog durch einen gewaltigen Kolbenschlag das Scheunentor auf, und herein stürmten ein Offizier und vier französische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Wir wußten nicht, was wir sagen sollten vor Ueberwachung, bis ein Hamburger plötzlich auf Platt sagte: „Watt wullt gitt hier, makt dat git rut kommt.“ Aber der Offizier hatte es zum Glück nicht verstanden.

Als sie uns eine Weile angegafft und sämtliche Strohhäusen durchstoßen hatten, denn sie trautes

dem Braten noch nicht ganz und dachten sicher, es wäre eine Falle, fing der Offizier in einem sehr schlechten Deutsch an zu sprechen. Er kam auf mich zu und fragte: „Wieviel Mann Dein Kompanie?“ Ich antwortete: „Zweihundert.“ Er kratzte sich hinterm Ohr und meinte: „Soviel?“ Er legte dann weiter los: „Damit Du wissen tust, Du bist alle meine Gefangen!“ „Au Bache“, sagte der Hamburger, denn er wollte es immer noch nicht glauben. Dann fing der Offizier, den Revolver immer auf uns gerichtet, fürchterlich an zu schimpfen, wir wären Barbaren, hätten in Belgien Kinder geschlachtet, Frauen vergewaltigt, und weiß Gott, was wir alle gemacht haben sollten. Als die Soldaten auch noch ihre Gewehre auf uns richteten, sahen wir unser Ende schon kommen. Aber der Offizier wurde ruhiger und sagte dann: „Für Dich Krieg fertig. Du kommst nach Frankreich, in Süden, und haben gut. Aber ich müssen noch nach Berlin!“ Wir dachten: „Da hast Du es verdammt noch weit!“

Nachdem uns dieser Franzmann verlassen hatte, bekamen wir alle Augenblicke neuen Besuch neugieriger Soldaten, die es gar nicht fassen konnten, soviel Deutsche hier zu finden, denn das ganze Dorf lag voll verwundeter Deutschen. Wir wurden angespuckt, geschlagen und mit Erschießen bedroht. So ging das eine ganze Woche. Vier Tage bekümmerte sich kein Mensch um uns. Wir haben von den Weizenkörnern gelebt, die noch in den Ähren saßen, denn das Getreide war noch nicht gedroschen. Ab und zu brachte ein Franzmann etwas Fleischbrühe. Eines Tages wurden wir dann von Franzosen in eine Kirche geschleppt. Hier waren neben französischen Ärzten auch zwei deutsche und einige deutsche Sanitäter, die sich auf Befehl gefangennehmen lassen mußten, um bei uns Verwundeten zu sein. Sie sorgten hier für Ordnung. Sie haben sehr viel leiden müssen, bis sie im Frühjahr 1915 ausgetauscht wurden. Am 20. September wurden wir dann endlich in Viehwagen auf Stroh verladen. In Glamanges, so ungefähr hieß der Verladebahnhof, standen schon lange Reihen Tragbahnen, als auch ich dort abgesetzt wurde. Wir wurden dann in Gegenwart von Zivilpersonen visitiert. Einige Kameraden, die noch ein Ardentken bei sich hatten, wurden fortgetragen; es hieß später, sie seien erschossen worden. Ich selbst hatte an der Front einem gefallenem französischen Major ein sehr gutes Fernglas abgenommen. Da ich ganz veressen auf das Ding war, wollte ich es unbedingt mit durchbringen. Bei der Untersuchung hatte ich es unter meinen Rücken geschoben. Aber der Franzmann, der mich durchsuchte, fand es. Er blickte mich eine Weile an, gab das Glas aber nicht ab, sondern ließ es für sich verschwinden. Ich glaube, das war mein Glück, sonst wäre ich auch drangekommen. Nach der Untersuchung richtete ein anderer Franzose immer den Blick auf mich. Ich konnte mir das nicht erklären, was der wohl von mir wollte. Bis er plötzlich auf mich zukam, sein

Messer zog und meine Achsellappen von meinem Mantel abschnitt. „Un souvenir“, sagte er. Er war aber sehr anständig und brachte mir ein großes Stück Fleisch, das mit einigen Kameraden schnell vertilgt wurde.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, erfuhren wir, daß wir nach Bordeaux kämen. Wenn wir irgendwo hielten, so mußten wir uns auf Händen und Fußhaken stützen, denn 12- bis 14-jährige Jungen stachen mit Taschenmessern durch die Bodenriken, und mancher Kamerad hat noch so unverhofft einen Messerstich erhalten. Auf einer Station, wo wir halt machten, hielt man uns zuerst für Engländer. Man verteilte an uns Schokolade und Wein. Bis eine Rotkreuz-Schwester uns erkannt hatte und rief: „Das sind ja Boches! Gebt ihnen Wasser, diesen deutschen Schweinen!“ So kamen wir dann nach unendlich langer und bummlicher Fahrt in Bordeaux an. Hier hatte man noch keine gefangenen Deutschen gesehen. Wir waren die ersten, die hier ankamen. Eine doppelte Postenkette schützte uns vor den verhehten Zivilisten, sonst hätten sie uns wohl zu Brei gehauen. Alte Weiber drohten uns und warfen mit Steinen. Wir wurden schleunigst in Autos zu drei Mann gepackt und fuhren los. Mitten in der Stadt, wo wegen des starken Verkehrs das Auto halten mußte, bekam ich meine ersten Prügel. Ein altes Franzosenweib war auf das Auto geklettert und bearbeitete mich mit ihrem alten Regenschirm. Als das Auto wieder anrückte, lag sie im Dreck. Ich dachte: „Das fängt ja hier gut an!“ Nach kurzer Fahrt wurden wir dann in eine Pionierkaserne gebracht. Wir bekamen einen Schrecken über so eine Dreckbude von Kaserne.



Der Verfasser unseres Erlebnisberichtes, Karl Overlies (erster von links stehend), als Garde-Grenadier vor dem Einrücken ins Feld 1914

Alte raue Matratzen und eine Decke war alles, was wir bekamen, und dazu waren alle schwer verwundet und viele amputiert. Wir wären hier wohl elend zugrundegegangen, wenn nicht nach vierzehn Tagen eine höhere Kommission gekommen wäre, die Schwerverwundete sortierte und den Lazaretten überwies. Den ganzen Tag waren die Franzmänner am schleppen, bis ich gegen Abend auch geholt wurde. Ich war schon ziemlich gleichgültig geworden und dachte: „Nacht was ihr wollt!“ Es wurde schon dunkel, als ich in eine Schule, die als Lazarett eingerichtet war, gebracht wurde. Man schleppte mich von einem Zimmer ins andere, aber alle Betten waren schon belegt. Ich war also überzählig. Als meine beiden Wärter mich wieder auf dem Bürgersteig abgesetzt hatten und sich Auskunft holten, wo sie mich hinbringen sollten, sammelten sich im Nu Frauen und Männer um mich an. Einige sahen mich mitleidig an, andere dagegen bespuckten mich und schimpften. Es war gut, daß ich nichts verstand. Endlich kamen meine Wärter wieder, und es hätte bald um mich eine Prügelei gegeben, denn die Wärter nahmen mich sehr in Schutz. Wir fuhren ab, und ich kam dann abends spät in ein anderes Hilfslazarett.

Ein Zimmer mit fünfzehn Betten wurde nun endlich meine erste Ruhestation. Als mich die Wärter ins Bett gelegt hatten (ich lag ganz allein die erste Nacht in dem großen Zimmer), kamen drei Schwestern auf mich zu, wichen aber entsetzt zurück, denn ich muß fürchterlich gestunken haben, weil ich noch nicht ein einziges Mal verbunden worden war und meine Wunden sehr vereitert waren. Aber die Schwestern packten mich wieder aus dem Bett und unterzogen mich einer gründlichen Reinigung. Von oben bis unten wurde ich mit Alkohol abgewaschen und neu verbunden. Das war die einzige und größte Wohltat während meiner ganzen Gefangenschaft. Die Kur dauerte zwei Stunden.

Als ich dann am anderen Mittag erwachte, waren alle Betten mit Kameraden belegt, so fest hatte ich endlich mal wieder geschlafen. Aus allen Gegenden Deutschlands hatte ich jetzt Kameraden bei mir. Von sechs amputierten starben am anderen Morgen vier, alle an Wundvergiftung, weil wir so lange nicht verbunden worden waren. Kameraden, die eben etwas kriechen konnten, sorgten für Ordnung und Sauberkeit. Als einmal ein höherer französischer Arzt mit seinem Stab Visite machte, sagte er: „Man kann gleich sehen, wo Deutsche liegen, unsere Leute müssen

sich schämen vor diesen deutschen Schwerverwundeten.“ Wir waren alle sehr stolz, von einem Franzosen so was zu hören. Die deutschen Sanitäter durften nicht bei uns sein. Man hatte sie in einen Raum gesperrt, der rund herum mit Glascheiben versehen war, und sie so dem Spott der ganzen Lazarettbesucher ausgesetzt. Die armen Kerls haben mir sehr leid getan, bis sie dann Anfang 1915 ausgeliefert wurden.

So ging dann die Zeit herum, und es wurde Weihnachten. Es war streng verboten, einen Weihnachtsbaum herzurichten oder Lieder zu singen. Zum Abendessen am Heiligen Abend bekamen wir aus lauter Schikane eine Pellkartoffel. Uns war ganz traurig zumute, wenn wir an unser Weihnachten in Deutschland dachten. Aber wir mußten uns damit abfinden, denn uns hatte das Schicksal dazu bestimmt, gefangen zu sein. Manches Gemeine und Traurige haben wir noch hier im Lazarett erleben müssen, bis ich endlich im April 1915 als geheilt entlassen wurde. Durch eine lange Postenkette gingen wir dann zur Straßenbahn. Hier dasselbe Bild: Vorne und hinten je sechs Posten. Die Fenster dicht zugezogen, damit uns ja keine Zivilisten sahen. Karl Overlies

(Fortsetzung folgt)

Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamerad erzählt
seine Kriegserlebnisse

(32. Fortsetzung)



Zu Gischt gepeitscht donnerten die Wellen hart gegen das Schiff an. Immer wieder tauchte der Bug hinab und so steil, daß unser Heck hoch emporragte und die Schraube wie toll in der Luft schlug. Das Schiff zitterte und hegte in diesen Momenten, daß man glauben konnte, es würde auseinandergerissen. Deutsche Wertarbeit hielt aber durch, nur die Fliß- und Rotarbeiten, die wir nach der letzten Kohlenübernahme selbst vorgenommen hatten, konnten diesem Orkan nicht widerstehen. Wieder wurde der Wassereintrich stärker. Unsere Lenzpumpen knarrten und stöhnten und konnten das Wasser kaum noch bewältigen. Die Schläge der gewaltigen Seen und das harte Arbeiten des Schiffes hatten die vielen kleinen Lecks, die wir uns am „Sagó Mendi“ zugezogen hatten, wieder geöffnet. Überall, wohin man sah, rieselten kleine Wasserbäche an den Schiffswänden herunter und sammelten sich auf dem Schiffsboden. Die Pumpen konnten das eindringende Wasser nicht mehr schaffen, langsam und stetig stieg es immer höher. Und der Sturm nahm ständig zu. Unten in Luk II arbeiteten die Heizer mit dem leitenden Ingenieur verzweifelt an den Lenzpumpen, bis zu den Knien standen sie schon in dem schwarzen, eiskalten Wasser und versuchten, die Lenzstutzen vom Kohlen Schlamm freizuhalten. Kohlenkörbe, Bretter und dicke Kohlenbrocken wurden beim Rollen des Schiffes von einer nach der anderen Seite gewaschen. Ein Stutzen hatte sich schon

zugeseht, die Pumpe lief leer und konnte kein Wasser mehr fördern. Zuerst stöhnte und pfiß die zweite. Allein konnte sie das Wasser nicht halten, immer schneller stieg die schwarze Flut in den Räumen. Fieberhaft arbeiteten die Heizer, um die Ventile wieder freizubekommen. Mit Meißeln und Krahern versuchten sie, den steinhart gewordenen Kohlengrus aus dem Lenzstutzen zu entfernen. Lange hielten sie die Arbeit in dem kalten Wasser nicht aus, immer wieder wurden sie abgelöst. Mit Hilfe der Kohlenkörbe und mit Brettern wurde eine Barrikade um die Stutzen gebaut, um ein weiteres Eindringen des Kohlen schlammes zu verhindern. Bis an den Bauch standen die Leute schon im Wasser und schufterten und arbeiteten in der hin- und herwaschenden, schmutzigen Brühe. Im Maschinen- und Heizraum schlug das Wasser beim Ueberholen dröhnend und warnend unter die Flurplatten. Auch hier konnten die Leute nur unter größter Kraftanstrengung ihrer Arbeit nachkommen. Nur zähe, ausdauernde Gesellen konnten bei diesem Rollen und Stampfen den Dampf auf dem roten Strich halten. Schwerfällig wurden die Bewegungen des Schiffes, zu viel Wasser war schon eingedrungen. Lange konnten wir das Schiff so nicht mehr halten, die Zeit ließ sich schon berechnen, wann das Ende kommen würde. Unrühmlich würde es sein, nach allen großen und stolzen Erfolgen. So dachten wohl auch die Heizer in Raum II. Immer wieder hinein in die schwarze Flut langten die Arme, um die

Ventile freizubekommen. Da gurgelte und schmazte es: Hurra, die Pumpe ist wieder frei! Die müden, abgearbeiteten und bis zur Unkenntlichkeit verschmutzten Leute konnten es kaum glauben, daß nun das Schlimmste, das Aller schlimmste, was uns passieren konnte, durch ihren reiflichen Einsatz abgewendet sein sollte. Diesem stillen Heldentum tief unten im Heizraum des Schiffes verdankte Deutschland die Rettung von Schiff und Besatzung. Während unten im Schiff geschuftet wurde, tobte oben ein Schneesturm über den „Wolf“ hinweg, der das Schiff in kürzester Zeit in einen Schneeberg verwandelte. Einer der berühmten Bihards, die in Nordamerika oft durch ihre Kälte und Schneemassen ungeheuren Schaden anrichteten. Wir konnten gegen den Sturm nicht mehr anfahren, nur so viel Fahrt wurde im Schiff gehalten, daß es noch steuerfähig blieb, damit uns die riesigen Seen nicht alles am Oberdeck entzweischlugen. Aber auch der stärkste Orkan hat ein Ende, und auch dieser hatte sich nach zwei weiteren Tagen ausgelobt. Wir standen jetzt schon hoch oben im Norden an der Südspitze Grönlands, eisig war es geworden, und das letzte Stückchen Zeug wurde auf den Körper gehängt. Hier wollten wir zum letzten Male den „Igok Mendi“ treffen. Hoffentlich hatte er auch den Orkan gut überstanden. Schnee und Nebel nahmen uns die ganze Sicht, wo sollte man da ein Schiff ausmachen können. Wir standen auf unserem Treffpunkt, aber von unserem Lumpensammler war nichts zu sehen. Sollte er gegen die schwere See nicht angekommen sein? Wir kreuzten stundenlang hin und her und suchten. Da, ein Schatten voraus! Wieder verschwand er in einer Schneeboe, da war er wieder, richtig, es war unser „Igok Mendi“. Freude hier und da, als wir uns gegenseitig erkannten. Leutnant Rose, der Führer unserer Priße, kam im Boot zu uns an Bord. Fürchterlich hatte sein Schiff in dem Orkan gelitten. Unterwegs waren sie einem großen eng-

lischen Hilfskreuzer begegnet, der sie in der schweren See aber nicht beachtet hatte. Der Führer der Priße bat den Kommandanten um Proviant, warme Decken und Kleider für die Besatzung und die Gefangenen. Wenig genug war es ja, was er bekam, wir hatten ja kaum für uns genug. „Ja, Rose, wollen sie denn den Blockadebruch riskieren und mit nach Deutschland kommen?“, fragte der Kommandant den Prißenoffizier. „Ich bitte um den Befehl dazu“, war die Antwort dieses schneidigen Offiziers. „Viel Proviant können Sie aber nicht haben, Sie wissen doch, wir haben selbst nichts mehr. Etwas Hülsenfrüchte, Fleisch- und Gemüsekonserven ist alles, was Sie bekommen können, wenn Sie damit bis zur Heimat auskommen können, sollen Sie es haben.“

Auch das Prißenkommando wurde durch einen Offizier, zwei Unteroffiziere und sieben Mann verstärkt. Rose war einverstanden; schnell waren Proviant, Decken und Kleider im Boot verstaут. Ein Händedruck, auf Wiedersehen in der Heimat, und schon legte das Boot ab. Langsam arbeitete es sich hinüber zum „Igok Mendi“. Ein lehtes Winken, hinüber und herüber, und schon peitschte unsere Schraube wieder das Wasser. „Igok Mendi“ sollte noch zwei Tage hier liegen bleiben und uns dann folgen. Hinein ging es wieder in die Dänemarkstraße, die wir vor vierzehn Monaten in entgegengesetzter Richtung durchfahren hatten. „Herrgott, wo ist die Zeit geblieben? Wir haben so viel erlebt und so viel mitgemacht, alle Meere haben wir durchsucht, und das alles in diesen kurzen vierzehn Monaten!“ Man kann es kaum glauben und es war doch wirklich so. In vierzehn Tagen konnten wir nun, wenn alles klar ging, schon zu Hause sein. Kälter wurde es, immer kälter, schon trieben wieder Eisbrocken auf der See, und immer noch ging es nordwärts. Alle Waffen waren wieder besetzt, und scharf wurde Ausguck gehalten.

Arno Trunk (Fortsetzung folgt)

Feierliche Verpflichtung des politischen Stoßtrupps, Verwaltung und Werk Witten

Auf dem neuen, großen Werksplatz fand am 20. Juni 1940 bei strahlendem Sonnenschein die feierliche Verpflichtung des Politischen Stoßtrupps statt. Bei dieser Gelegenheit wies der Werksführer, Direktor Pottgießer, hin auf die größte Zeit der Weltgeschichte, die alle jetzt miterlebten. Den deutschen Sieg verdankten wir einer Tatsache: der Führer erkenne rechtzeitig die Tragweite seiner Handlungen. Heute beginne man in der Welt das Wort „Kanonen statt Butter“ zu verstehen. „Nicht umsonst haben wir geschuftet, es hat sich gelohnt, denn die Früchte unserer Arbeit fallen uns jetzt in den Schoß.“

Nach der feierlichen Gefallenenehrung — vier Kameraden aus dem Werk Witten starben bisher für Deutschlands Größe — umriß der Werksführer in kurzen, einprägenden Worten die Aufgaben des Stoßtrupps. Er habe

den Auftrag, die Sicherheit und die Einsatzbereitschaft des Betriebes zu erhalten und zu gewährleisten. Er müsse die nationalsozialistische Erziehungsameradschaft bilden und formen. Der Zweck des Appells sei nun, diesen Politischen Stoßtrupp zu bilden und zu verpflichten. — Dann nahm der Werksführer die Verpflichtung durch Handschlag vor. Zum Schluß der Feierstunde, die unter dem Leitspruch „Der Führer hat immer Recht“ stand, wandte sich Betriebsobmann Zimmermann in treffenden Worten an den Politischen Stoßtrupp und schloß mit den Worten:

„Gesippen und Kameraden, uns formte das gleiche Blut! Uns trägt die Heimat Erde, uns führt des Nordens Mut. Nester als Kirchen und Klöster ist unser Väter Land, Fester als Priestertum ist unser Band. Unser Reich, ihr Brüder, ist von dieser Welt! Es gesund zu bauen, hat uns Gott bestellt!“



Die Verpflichtung der Zellenobmänner



Während der Totenehrung

Fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum im Werk Witten

Arbeitskamerad Heinrich Hey, der Hobeler in der BW. 3 ist, feierte am 21. Juni 1940 das seltene Fest seiner fünfzigjährigen Zugehörigkeit zum Werk Witten. Ein halbes Jahrhundert hat er seinem Werke die Treue gehalten; was das bedeutet, wird wohl besonders denen zum Bewußtsein gekommen sein, die der Ehrung des Jubilars in der Feierstunde beiwohnen konnten. Betriebsführer Direktor Pottgießer ehrte den Jubilar in einer Ansprache, und im Auftrage des Polizeipräsidenten wurde ihm das Ehrenkreuz für seine fünfzigjährige Betriebszugehörigkeit verliehen.

Von der NSDAP., Amt für Volkswohlfahrt, Witten, ging noch folgendes Schreiben ein:

Sehr geehrter Herr Hey!

Im Namen des Hilfswerks für das Deutsche Rote Kreuz danke ich Ihnen recht herzlich für Ihre selbstlose Spende, die Sie aus Anlaß Ihres fünfzigjährigen Ar-

beitsjubiläums in dem Betrage von 100 (Einhundert) Reichsmark dem Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz opferten. Eine solche Tat eines schaffenden deutschen Mannes in dieser Zeit ist ein Beitrag zum großen Freiheitskampf des deutschen Volkes, wie er in seiner Art schöner und wertvoller nicht sein kann. Der Dank des Hilfswerks und vieler deutscher Soldaten ist Ihnen gewiß. Ihnen selbst wünscht die Ortsgruppe Humboldtsplatz der NSD. zu Ihrem fünfzigjährigen Arbeitsjubiläum das Beste zusammen mit herzlichsten Wünschen für Ihr ferneres persönliches Wohlergehen.

Heil Hitler!

gez.: Wünschewitz,
Ortsgruppenamtsleiter

Möge unser Arbeitskamerad Heinrich Hey noch viele Jahre in unserer Mitte weilen!



Dem Arbeitsjubililar wird das Ehrenkreuz verliehen



Während der Feierstunde im Werk

Aufn. (4): Emmel

SPORT IN UNSEREN WERKEN

BSG. Gelsenguss

fuhr zu einem Werbespiel nach Bremen

Am 1. Mai 1940 folgte unsere 1. Fußballmannschaft einer Einladung der Deutschen Arbeitsfront in Bremen, um am obengenannten Tage dort ein Fußballspiel im Rahmen einer großen AdG.-Veranstaltung zugunsten des Wehrmacht-Konzertes gegen eine Stadtmannschaft der Bremer Betriebsportgemeinschaften auszutragen. Bei herrlichem Sonnenwetter wurde die Reise von unseren Spielern mit einigen Schlachtenbummlern unter Leitung des Betriebsportwartes Pg. Schmiedeshagen um 9.05 Uhr mit dem D-Zug angetreten. Gegen 12.45 Uhr waren wir dann in Bremen angekommen. Hier erwarteten uns schon die Bremer Sportkameraden, und nach kurzer Begrüßung wurden wir dann zu unserem Quartier geführt. Nachdem wir uns ein wenig erholt hatten, war der Tisch zum Mittagessen gedeckt. Nach dem Essen wurden die Zimmer eingeteilt, und nach einem kleinen Spaziergang durch die Stadt fuhren wir zu der wunderschön gelegenen Weser-Kampfbahn.

In der mit Fahnen festlich geschmückten Kampfbahn musizierte während des Spiels eine Musikkapelle der Bremer Schutzpolizei. Das Spiel gegen

die kombinierte Bremer Mannschaft wurde von uns mit folgenden Spielern durchgeführt:

Sodell

Ganswindt Kobilski

Ruffel Piotrowski Weber

Kersting Hornig Mahel Griefe Vatter

und nach schönem Spiel glatt mit 8:0 gewonnen.



Aufn.: Vors

Die 1. Mannschaft der BSG. des Gelsenkirchener Werkes
Von links: Schmiedeshagen (Fußballwart), Vatter, Mahel, Kobilski, Hornig, Piotrowski, Kersting, Griefe, Ruffel, Weber, Ganswindt, Sodell

Am Abend feierten wir mit unseren Bremer Kameraden einen schönen Kommers, welcher erst in ziemlich vorgerückter Stunde beendet wurde. Am Vormittag des 2. Mai wurden wir von unseren Gastgebern durch die Stadt Bremen geführt, und bei dieser Gelegenheit wurden im Bremer Ratskeller einige Schoppen Wein getrunken. Nach dem Mittagessen besuchten wir das schöne Parkhotel, und gegen 6 Uhr wurde die Rückreise nach Gelsenkirchen wieder angetreten.

Die herrliche Fahrt und die schönen Stunden, die wir in Bremen verlebten, werden unseren Sportkameraden noch lange in Erinnerung bleiben.

Zu dieser Veranstaltung schrieb die „Bremer Zeitung“ vom 3. Mai 1940 wie folgt:

Gelenguß zeigte Schalter-Fußball

Auswahl der Bremer Betriebe 8:0 geschlagen

„Trotz des windigen aber trockenen Wetters waren 5000 Zuschauer in die Kampfbahn gekommen, um der Mat-Veranstaltung beizuwohnen. Die Gäste rechtfertigten den großen Ruf und hinterließen den ausgezeichneten Eindruck einer der besten deutschen Betriebsportmannschaften, die Mannschaft der Kameradschaft genannt. Im Vorspiel trennten sich eine Auswahl und die kombinierten Mannschaften von Atlas-Werke/Dynamo bei ganz guten Leistungen 1:1. Den 1000-Meter-Lauf holte sich Galt (Fode-Wulf) mit großem Vorsprung und den 4 mal 100-Meter-Staffellauf gewann BSG. Fode-Wulf vor BSG. Martin Brinkmann, bei der der Schlußläufer ein großes Rennen lief.“

Das Hauptspiel begann ganz ansprechend und die Bremer hatten, mit dem Winde spielend, einen guten Start. Verschiedentliche Angriffe brachten nur einen Lattenschuß von Stehmer (AGW.) ein, der von der Gegenseite prompt beantwortet wurde. Die Westfalen arbeiteten sich aber schon bald eine spielerische Überlegenheit heraus und nutzten jede Chance, die sich durch die mangelnde Deckungsarbeit der Bremer ergab. Frieße, halblinks, eröffnete den Torreigen. Er kanonierte einen Straßstoß unhaltbar unter die Latte. Kersting ließ Tor 2 folgen und nun fanden die Gelsenkirchener sich prachtvoll zusammen und zeigten ein Brillantfeuerwerk technischer Fußballkünste. Man merkte ihnen an, daß sie aus der Stadt des deutschen Meisters kommen. Hervorragend der Mittelstürmer Mahel, der durch blitzschnelles Erfassen der Situation die Bremer Deckung durcheinanderbrachte und das Spiel im wesentlichen aufbaute. Die Hintermannschaft arbeitete sehr sicher und Torwart Södel hatte Gelegenheit, bei einem scharfen Schuß von Krögel sein Können unter Beweis zu stellen. Kersting erhöhte bis zur Halbzeit auf 4:0.

Nach Wiederbeginn hatten die Bremer eine Viertelstunde ihre große Zeit und ließen trotz Gegenwind keine Torerfolge zu. Dann aber fielen wie reife Früchte durch Mahel, Hornig, Mahel und Kersting die weiteren Erfolge. Die Bremer gaben sich viel Mühe, ließen dem Gegner aber zu viel Bewegungsfreiheit durch sorglose Deckung. Der linke Läufer Schumm und Halbrechte Feld ragten durch gute Einzelleistungen hervor. Die Gäste hinterließen auch in sportlicher Hinsicht einen großen Eindruck und werden in Kürze wieder in Bremen sein.“

KLEINE MITTEILUNGEN

Unsere Jubilare

Gussstahlwerk Witten

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



Links:
Fritz Hüttemann
Richter, Jur. 2
am 13. Juni 1940



Rechts:
Heinrich Jung
Elektriker, C.-Betr.
am 14. Juni 1940

Henrichshütte Hattingen



Walter Berker
Borarbeiter,
Sauerstoffanlage
am 13. Juni 1940



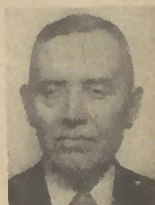
Franz Braß
Berlader,
Mech. W. II
am 14. Juni 1940



Friedrich Habis
Borarbeiter,
Masch.-Betr.
am 14. Juni 1940

Gelsenkirchener Gussstahlwerke

Christ. Winkler
Rep.-Schlosserei
am 1. Juni 1940



Stahlwerk Krieger

Auf eine vierzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:



Martin Stevens
Elektroschweißer,
B.W.
am 18. Juni 1940

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



Reinh. Hoffmann
Füh.-Borarb.,
Sandpuß.
am 16. Juni 1940



Presswerke Brackwede

Paul Schulz, Lohnbüro,
am 15. April 1940

Festschließungen

Henrichshütte Hattingen

August Biermann | Mech. Werkst. 2 | 19. 6. 40

Stahlwerk Krieger

Hermann Spreen | Bearb.-Wst. | 15. 6. 40

Presswerke Brackwede

Kurt Redtief | Betrieb III | 25. 5. 40

Geburten

Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:			
Wilhelm Stöter-	B.-W. 5	31. 5. 40	Willi
Tillmann			
Otto Schulz	Zur. II	16. 6. 40	Werner
Hermann Leinhos	Hammerw. I	18. 6. 40	Heinz
			Günther
Johann Klausewitz	Hammerw. I	17. 6. 40	Jürgen-
			Dieter

Eine Tochter:			
Theodor Weber	Verkauf	22. 5. 40	Kenate

Henrichshütte Hattingen

Eine Tochter:			
Erich Schweiger	Allg. Rep.-Wst.	4. 6. 40	Brigitte
Otto Abu	Eisengießerei	3. 6. 40	Ingrid
Heinrich Zimmer-	Eisengießerei	8. 4. 40	Erika
mann			
Otto Niederdröing	Hammerwerk	30. 5. 40	Christa
Arthur Lohberg	B.-W. IV	11. 6. 40	Bärbel

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Ein Sohn:			
Anton Olzewski	Stahlgießerei III	31. 5. 40	Anton

Eine Tochter:			
Otto Matull	Werktransport	6. 6. 40	Ilse
Walter Deda	Stahlpußerei	6. 6. 40	Rita

Stahlwerk Krieger

Ein Sohn:			
Karl Dörper	Gießerei	6. 6. 40	Hans
			Günther

Eine Tochter:			
Hubert Greuenich	Bearb.-Wst.	10. 6. 40	Ingrid

Annener Gussstahlwerk

Ein Sohn:			
Hugo Eisenhuth	Rep.-Betrieb	5. 6. 40	Herbert
Karl Thomas	Laboratorium	11. 6. 40	Klaus
Emil Hilleringhaus	Formerei 3	16. 6. 40	Horst

Eine Tochter:			
Waldemar Knepper	Elektro-Werkt.	3. 6. 40	Seibegret
Hermann Rosiepe	Pußerei 1	3. 6. 40	Doris
Richard Schlöder	Pußerei 3	15. 6. 40	Ingeborg

Presswerke Brackwede

Ein Sohn:			
Otto Klein	Betrieb III	6. 6. 40	Horst-Adolf
Fritz Meyerhoff	Betrieb IV	7. 6. 40	Hans
Erich Strathötter	Betrieb IV	19. 6. 40	Horst

Eine Tochter:			
Heinrich Büchner	Betrieb II	25. 5. 40	Ursula
Heinr. Johanning	Betrieb IV	1. 6. 40	Waltraud
Karl Kammerer	Betrieb IV	1. 6. 40	Helga
Hermann Berg	Betrieb IV	3. 6. 40	Seidi
Kurt Joly	Betrieb III	8. 6. 40	Ursula
Joh. Lakämper	Betrieb III	12. 6. 40	Ursula
Hugo Castian	Betrieb IV	15. 6. 40	Edith

Nachrufe



Auf dem Felde der Ehre starb den Heldentod für Führer und Vaterland unser früheres Gefolgschaftsmitglied

Soldat

Franz Kolski

im Alter von 23 Jahren.

Der Gefallene war von November 1937 bis zu seiner Einberufung zum aktiven Heeresdienst als Transportarbeiter in unserer Stabskaserne beschäftigt.

Er war stets ein fleißiger Arbeiter und seinen Mitarbeitern ein guter Kamerad, dessen Andenken wir immer in hohen Ehren halten werden.

Witten, den 18. Juni 1940.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gussstahlwerk Witten



In treuer Pflichterfüllung für Führer, Volk und Vaterland fiel am 31. Mai 1940 in einem Gefecht bei Lille unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Wilhelm Mühlenweg

im Alter von 21½ Jahren.

Wir werden das Andenken an diesen treuen Arbeitskameraden in hohen Ehren halten.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gelsenkirchener Gussstahlwerke



Am 5. Juni 1940 fiel in den schweren Kämpfen im Westen getreu seinem Fahnensteck für Führer und Vaterland unser Gefolgschaftsmitglied, der

Schütze

Eduard Prosch

im Alter von nahezu 21 Jahren.

Wir verlieren in dem Gefallenen, den wir während seiner Berufsausbildung in unseren kaufmännischen Abteilungen und in der nachfolgenden Zeit als einen strebsamen jungen Mann kennengelernt haben, einen aufrechten, fleißigen Mitarbeiter und guten Arbeitskameraden.

Ein bleibendes ehrendes Andenken ist ihm gewiß.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Stahlwerk Krieger
Düsseldorf-Oberbassel



Für Führer, Volk und Vaterland fiel in einem Gefecht um die Höhen südlich Sedan am 22. Mai 1940 unser Gefolgschaftsmitglied

Gefreiter

Erich Kalenta

Er war uns immer ein pflichttreuer Mitarbeiter, dessen Andenken wir in Ehren halten werden.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gelsenkirchener Gussstahlwerke



Für Führer und Vaterland fiel am 18. Juni 1940 in den Kämpfen bei Lunéville der Geschäftsführer unserer Niederlassung in Mannheim

Herr Felix Schroedter

Hauptmann und Kompaniechef
in einem Infanterie-Regiment

Ein Mitarbeiter von vorbildlicher Pflichttreue, ein sehr beliebter Kamerad und ein Mensch von vornehmster Denkungsart ist von uns gegangen.

Sein Einsatz für Deutschlands Ehre und Größe soll unvergessen bleiben.

Witten, 24. Juni 1940.

Führung und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft



Am 2. Juni 1940 verschied an den Folgen seiner schweren Verwundung in einem Feldlazarett in Frankreich unser Gefolgschaftsmitglied, der

Unteroffizier

Friedrich Holz

im Alter von 25 Jahren.

Er starb in soldatischer Pflichterfüllung für Führer und Vaterland.

Wir verlieren einen aufrechten, fleißigen Mitarbeiter und guten Arbeitskameraden, dessen Andenken wir stets in Ehren halten werden.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Stahlwerk Krieger
Düsseldorf-Oberkassel



Im Kampfe für Führer und Vaterland ist unser Werkkamerad

Herr Georg Eberling

am 10. April 1940 in Norwegen auf dem Felde der Ehre gefallen.

Das Andenken dieses treuen Arbeitskameraden werden wir stets in Ehren halten.

Witten-Annen, den 20. Juni 1940.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Annener Gusstahlwerk

Am 19. Juni 1940 verschied nach langer, schwerer Krankheit unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Josef Weher

Der Verstorbene stand mit Unterbrechungen über fünfundzwanzig Jahre in unseren Diensten und war uns stets ein pflichtbewußter, guter Arbeitskamerad, dessen Andenken wir in Ehren halten werden.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Henrichshütte

Am 17. Juni 1940 verschied nach kurzer schwerer Krankheit unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Gustav Cherubin

Der Verstorbene war mit Unterbrechungen über 15 Jahre in unserem Hammerwerk tätig und war uns stets ein braver, pflichtbewußter Arbeitskamerad.

Sein Andenken werden wir in Ehren halten.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Henrichshütte

Am 4. Juni 1940 verstarb infolge eines Unglücksfalles unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Heinrich Bleßmann

im Alter von 31 Jahren.

Der Verstorbene war seit dem 5. Januar 1940 in unserem Werk beschäftigt.

Wir werden das Andenken an unseren Mitarbeiter in Ehren halten.

Brackwede, den 21. Juni 1940.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Presswerke Brackwede

Am 21. Juni 1940 verstarb unser früheres Gefolgschaftsmitglied

Herr Heinrich Hülsmeier

im Alter von 71 Jahren.

Der Verstorbene war vom Februar 1907 bis November 1931 als Schlosser in unserer Bearbeitungs-werkstatt 1 beschäftigt und hat sich während seiner fast 25jährigen Zugehörigkeit zu unserem Werk immer als fleißiger und gewissenhafter Arbeiter und guter Arbeitskamerad bewährt.

Sein Andenken werden wir stets in Ehren halten.

Witten, den 24. Juni 1940.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gusstahlwerk Witten

Nach langem, schwerem Leiden starb am 15. Juni 1940 unser früheres Gefolgschaftsmitglied

Herr Leo Maschke

im Alter von 55 Jahren.

Der Verstorbene war von März 1906 bis Februar 1940 als Schlosser in unserer Instandsetzungswerkstatt beschäftigt und hat sich stets als fleißiger und gewissenhafter Arbeiter und guter Arbeitskamerad bewährt.

Wir werden sein Andenken in hohen Ehren halten.

Witten, den 18. Juni 1940.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gusstahlwerk Witten